Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918
1900

562 (1.12.1900) Badisches Museum, Nr. 96

Visual Library

Badisches Museum

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Beilage der „Badischen Landeszeitung“.

Nr. 96. — Erscheint zweimal wöchentlich. — **1. Dezember 1900**

Aus Bismarcks Familienbriefen.*)

II.

Aus einem Briefe an die Braut vom 23. Februar 1847:

„Heute war der Geburtstag meiner verstorbenen Mutter. Wie deutlich schwebt es mir vor als meine Eltern in Berlin am Opernplatz wohnten, dicht neben der katholischen Kirche, wenn ich des Morgens durch den Jäger aus der Pension geholt wurde, das Zimmer meiner Mutter mit Maiblumen, die sie vorzüglich liebte, mit geschenkten Kleidern, Büchern und interessanten Nips garniert fand; dann ein großes dîner mit viel jungen Offizieren, die jetzt alte Majors sind, und schlemmenden alten Herrn mit Ordensternen, die von den Würmern verzehrt sind. Und wenn man mich als gesättigt vom Tisch geschickt hatte, so nahm mich die Kammerjungfer in Empfang, um mir mit bei Seite gebrachtem Kaviar, Baisers und dergleichen den Magen gründlich zu verderben. Was stahlen doch alle diese Domestiken. Meine Mutter war eine schöne Frau, die äußere Pracht liebte, von hellem lebhaftem Verstande, aber wenig von dem, was der Berliner Gemüt nennt. Sie wollte, daß ich viel lernen und viel werden sollte, und es schien mir oft, daß sie hart, kalt, gegen mich sei. Was eine Mutter dem Kind wert ist, lernt man erst, wenn es zu spät, wenn sie tot ist; die mittelmäßigste Mutterliebe, mit allen Beimischungen mütterlicher Selbstsucht, ist doch ein Riese gegen alle kindliche Liebe. Meinen Vater liebte ich wirklich, und wenn ich nicht bei ihm war faßte ich Vorsätze, die wenig Stand hielten; denn wie oft habe ich seine wirklich maßlose uninteressierte gutmütige Zärtlichkeit für mich mit Kälte und Verdrossenheit gelohnt. Und doch kann ich die Behauptung nicht zurücknehmen, daß ich ihm gut war im Grunde meiner Seele. — Ueber Glaubenssachen habe ich mit meinem Vater nie gesprochen; sein Glaube war wohl nicht der christliche: er vertraute so auf Gottes Liebe und Barmherzigkeit, daß ihm alles Andere als dieses Vertrauen überflüssig schien. Von der Religion meiner Mutter erinnere ich nur, daß sie viel in den „Stunden der Andacht“ las, über meine pantheistische Richtung und meinen gänzlichen Unglauben an Bibel und Christentum oft erschrocken und zornig war. Zur Kirche ging sie nicht, und hielt viel von Swedenborg, der Seherin der Prevorst und Mesmer'schen Theorien, Schubert, Justinus Kerner. Eine Schwärmerei, die in seltsamem Widerspruch zu ihrer sonstigen kalten Verstandsklarheit stand. Christlich in dem Sinne wie wir es verstehn, war soviel ich weiß auch ihr Glaube nicht. Weißt Du was ein friesischer Häuptling bei seiner Taufe sagte? Er fragte den Geistlichen, ob seine ungläubigen Vorfahren denn wegen dieses Unglaubens in der Verdammnis seien; auf die bejahende Antwort weigerte er sich taufen zu lassen, denn wo sein Vater sei wolle er auch bleiben. Ich führe das nur so historisch an, ohne es auf mich anzuwenden.“

10. März 1847:

. . . Auch abgesehn davon entschließe ich mich sehr schwer, Leute zu entlassen, die ich einmal habe, und ich hoffe Du wirst in Bezug auf den weiblichen Teil des Regiments dieselben Grundsätze handhaben. Die Luft hier konserviert das Gesinde. Bellin ist ein Bauersohn hier aus dem Dorf, fing als Reitknecht an bei meinem Vater, und ist nun 40 Jahr im Dienst, davon 32 als Inspektor; seine Frau ist in unserem Dienst geboren, Tochter des vorigen, Schwester des jetzigen Schäfers; letzterer und der Ziegelmeister, der auch bald 60 Jahr ist, dienen schon als zweite Generation hier, und haben ihre Väter bei meinem Großvater und Vater schon dieselben Stellen bekleidet. Die Gärtnerfamilie ist leider im vorigen Jahr mit einem kinderlosen 75er, der den Posten von seinem Vater geerbt hatte, ausgestorben. Der Kuhhirt hat meinen Vater noch als Fähnrich gekannt, der Vorwerksmeier und der Jäger legten beim Tode meines Vaters wegen Altersschwäche, Beide nach fast 50jähriger Dienstzeit ihr Amt nieder, der Sohn Nimrods nachdem ich ihm hatte zusichern müssen, daß er die Hasen doch noch schießen solle, die ich für die Küche brauchte; der arme Stümper sieht nur nicht mehr genug dazu. Selbst unter dem Zugvögelgeschlecht der Mägde befinden sich einige, die ich seit zehn Jahren und vielleicht länger kenne. Ich kann nicht leugnen, daß ich einigermaßen stolz bin auf dieses langjährige Walten des konservativen Prinzips hier im Hause, in welchem meine Väter seit Jahrhunderten in denselben Zimmern gewohnt haben, geboren und gestorben sind, wie die Bilder im Hause und in der Kirche sie zeigen, vom eisenklirrenden Ritter, auf den langgelockten zwickelbärtigen Kavalier des 30jährigen Krieges, dann die Träger der riesenhaften Allonge-Perrücken, die mit mit talons rouges auf diesen Dielen einherstolzierten, und den bezopften Reiter, der in Friedrichs des Großen Schlachten blieb, bis zu dem verweichlichten Sprossen, der jetzt einem schwarzhaarigen Mädchen zu Füßen liegt.

*) Vergl. Museum Nr. 95 vom 28. Nov. und Feuilleton im Hauptblatt Nr. 552 vom 26. Nov.

Richard Wagner in Zürich.

Ueber Richard Wagner in Zürich hat Hans Bélart (im Verlage von Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig) den ersten Band einer Monographie herausgegeben, der, wenngleich in erster Reihe nur eine sorgfältige und geschickte Zusammenstellung früherer Veröffentlichungen, doch auch eine stattliche Anzahl von neuen der sehr wenig bekannten Thatsachen ans Licht bringt, die namentlich auf den Menschen Wagner eigenartige, wenngleich für ihn nicht immer schmeichelhafte Lichter werfen. Einige Einzelheiten sollen an dieser Stelle, nach der „Frankf. Ztg.“, herausgegriffen werden. Interessant ist vor Allem die Mitteilung, daß Wagner mit Gottfried Keller in persönliche Berührung getreten ist. Mit dem Dichter Gottfried Keller kam Wagner öfters an Gesellschaftsabenden und etwa beim Schoppen Wein zusammen. Während Keller in Wagner den Dramatiker bewunderte, schätzte Wagner an Keller die Prosa-Dichtungen: „Der grüne Heinrich“ und „Die Leute von Seldwyla“, die er oft in Freundeskreisen vortrug. Dabei waren, wie Frau Wesendonk versichert, „Spiegel, das Kätzchen“, „Die drei Kammmacher“ und „Romeo und Julia auf dem Dorfe“ die Lieblinge Wagners. Ueber die Beziehungen, welche dann später zwischen dem Dichter-Komponisten und seinen verschiedenen Züricher Egerias entstanden sind, bringt Bélart auch mancherlei Neues, insbesondere über Emilie Heim, die blühend schöne Sängerin, die zur Sieglinde den Typus hergegeben hat. „Frau Heim gehörte zu jenem Frauentrio, das der Frau Mina Wagner Grund zur Eifersucht gegeben haben soll. Wenn die beiden Frauen in ihren direkt einander gegenüberliegenden Küchen, die nur durch ein sehr schmales Hofräumchen getrennt waren, sich begegneten, sollen die beiden sich zu einander verhalten haben, wie Aschenbrödel zur Prinzessin.“

Was nun besagte Minna Wagner geb. Planer anlangt, die, wie man weiß, als „geschiedene Wagner“ gestorben ist, so war man bis jetzt vielfach der Meinung, daß sie auf der ganzen Linie

Recht gehabt habe; aber aus den Bélart'schen Mitteilungen geht doch hervor, daß sie mit ihrer kleinlichen Beschränktheit und geistigen Kurzsichtigkeit denn doch auch einen ruhigeren Geist, als den Dichter des „Tristan" hätte zur Verzweiflung bringen können. Dem „Ring der Nibelungen" stand sie skeptisch gegenüber; sie hielt „Rienzi" für das höchste und konnte kein Verständnis für die musikalisch-dramatischen Neuschöpfungen Wagners gewinnen. Das Schönste war nun, daß Frau Wagner in ihren Anschauungen mit einem in Zürich lebenden Tanzlehrer Riese harmonierte, der am Königsberger Theater als Tänzer thätig gewesen und für die „große Oper" Meyerbeers schwärmte, während er, da er Israelit war, den Verfasser des „Judentums in der Musik" perhorreszierte. Als dann Wagner seine „Walküre" zu dichten begann, ersah die gealterte Frau Minna in der blühenden Sieglinde, Frau Emilie Heim, ihr angeblich eine Nebenbuhlerin entstehen ... Wenn die eifersüchtige Minna dann Wagner „eine Scene machte" und den ersten Aufzug der „Walküre" als „unsittlich verliebte Eselei" zu titulieren pflegte, wenn sie über den ersten Akt Tristans an eine Berliner Freundin schrieb: „Es ist und bleibt auch ein gar zu verliebtes und ekliches Paar!", so kann man sich ungefähr denken, welch glückliches Familienleben Wagner in Zürich geführt hat. Und dazu diese chronische Geldklemme, von der so vielerlei berichtet worden ist. Als Wagner im Sommer 1858 Zürich verließ, um nach Venedig überzusiedeln, mußte er in Genf liegen bleiben, weil es ihm an den nötigen Mitteln zur Weiterreise gebrach. Ein Coiffeur, Jakob Süßtrunk, der in Zürich den Komponisten jahrelang rasiert hatte und jetzt in Genf in Stellung war, erblickte Ende August 1858 Wagner vor der Rasierbude stehend mit verstörter Miene. Wagner ging auf Süßtrunk zu, machte eine Handbewegung und schaute ihn bittend an; dieser war aber nicht in der Lage, entsprechen zu können, und Wagner setzte seinen Weg fort. Wagner hatte sich damals mit seinem finanziellen Gönner Wesendonk „brouilliert" und konnte sich in Geldsachen, so ungeniert er sonst in dieser Beziehung war, nicht gut an diesen wenden. Später hat sich dann Wesendonk auf den Standpunkt des „tout comprendre c'est tout pardonner" gestellt und seinem genialen Gaste gegenüber demgemäß gehandelt.

Auf der Wacht.*)

Mein Vater litt zu jener Zeit an einer langwierigen Krankheit. Es war selten wer um ihn als sein ältestes Söhnlein. Auch der Jäger Wolf saß zuweilen neben auf der Ofenbank und freute sich, wenn dem Kranken der gespendete Wildbraten recht mundete. Und der Wildbraten stellte meinen Vater richtig so weit wieder her, daß dieser eines Tages, es war im August um die Zeit des Maria-Himmelfahrtsfestes, zu mir sagte: „Bub', jetzt werd' ich doch endlich wieder was anfangen müssen. Was meinst, zum Korbflechten wär' ich wohl stark genug?"

Und am nächsten Tage gingen wir schon zur Morgenfrühe aus und gegen die sogenannte Wildwiese hinauf, wo viele Weiden wuchsen. Die Wildwiese war oben in den hinteren Waldungen. Oft blieb mein Vater unterwegs stehen, stützte sich auf seinen Stock, schöpfte Luft, und dann fragte er mich immer, ob ich ein Schnittchen Brot beißen wolle.

Als wir über die Schafhalde hinaufgekommen waren, wo der junge Lärchenanwuchs noch im Morgentaue stand, sahen wir im Dickichte einen Mann dahinhuschen, der ein Stück Hochwild über die Achsel trug und etwas wie ein Schießgewehr hinter sich herschleppte. Er duckte sich so sehr, daß nur ein paar kohlschwarze Haarfetzen von seinem Haupte zu sehen waren.

Als diese Gestalt vorüber war, blieb mein Vater wieder stehen und sagte: „Hast geguckt? Das ist der schwarz' Toni gewesen."

Der schwarz' Toni war ein Mann, vor dem sie überall die Thüren verriegelten.

„Ja, Kind," sagte der Vater, als wir uns auf den Stamm eines gefallenen Baumes gesetzt hatten, „s' ist hart für einen Menschen, dem's so geht wie dem Toni. Der hat sein Lebtag nicht Vater und Mutter gesehen. Als Kind ist er aus dem Findelhause in unsere Gegend gebracht worden. Freilich nicht aus christlicher Barmherzigkeit, sondern des Geldes wegen, das für ihn ausgezahlt worden, hat ihn ein Köhlerweib an Kindesstatt genommen. Halb erwachsen hat sich der Toni im Wald herumgetrieben, kein Mensch hat sich an ihn gekehrt; so ist er verwahrlost und verwildert. Wie das Köhlerweib sieht, der Ziehson bringe nur Schande, so hat sie gesagt: Toni, Du Lump, bei mir bist nimmer daheim! — Wo denn? hat sie d'rauf der Toni gefragt, aber überall, wo er angeklopft, ist ihm die Thür verschlossen gewesen. Mögen ihn die Menschen nicht, so giebt er sich mit den Tieren ab — verlegt sich aufs Wildern. Vor einem Jahr hat ihn der Jäger Wolf in das Zuchthaus gebracht; aber jetzt wieder frei, mag ihm kein Mensch gern begegnen, gleichwohl ich nicht glaub', daß er wem was zu Leide thät'. Schlecht, sag' ich, ist er nicht, aber verkommen durch und durch; und so, mein Büblein, wird oft ein Mensch hinausgestoßen auf die schiefen Straßen, und so rutscht er ab und kann sich nicht mehr halten".

Nach diesen Worten schritten wir wieder langsam dahin, und nachdem wir durch viel Wald und schattendunkle Schluchten gegangen waren, kamen wir endlich zur Lichtung der Wildwiese. Teilweise lag sie noch im Schatten des Teufelssteinberges; die Bachweiden aber, die in einer langen Reihe hin standen und sich über ein stillrieselndes Wässerlein wölbten, schimmerten in dem lichten Sonnentag, als ob sie alle silberne Blätter hätten. Die Wiese war bereits gemäht und das Heu fortgebracht; sehr still und verlassen lag die Matte. An den Rändern wuchsen blaue Enzianglocken, und es war schon die Zeitlose da.

Wir kamen um die Weidenruten, die am Bache standen. Wir gingen quer über die Wiese bis hin zum Rande, wo wieder die sehr hohen Fichten des Waldes begannen und wo ein rot angestrichenes Kreuz stand, dessen Dachbrettchen reichlich mit Moos bewachsen waren. Hier wollten wir vor der Arbeit uns ein wenig setzen, auf die Bäume hinausschauen und ein Stück Brot verzehren.

Aber noch ehe der Vater sich niederließ, sah er lange und unverwandt auf eine Stelle hin.

Am Fuße einer Weißtanne lag ein Mann. Ein Jägersmann mit einem Schießgewehr; die Locken gingen ihm über Stirn und Auge, man wußte nicht, ob er denn wirklich so fest schlafe, als es aussah.

Mein Vater trat endlich hinzu, schob aber mich mit der Hand hinter sich zurück. Dann sahen wir es: Der Mann lag in einer Blutlache; der aus einer Halswunde sprudelnde Quell war bereits gestockt.

Mein Vater legte die Hände ineinander und sagte ganz leise: „Jetzt haben sie ja den Jäger Wolf erschlagen!"

Als ich hierauf zu weinen begann, hob mich mein Vater empor zu seiner Brust; und wie ruhig er auch scheinen wollte, ich hab' es doch wahrgenommen, wie sein Herz so heftig schlug.

Dann untersuchte er den Erschlagenen — die Augen waren gebrochen, die Lippen fahl, wie trocken Erdreich — das Leben war dahin.

„Mit dem Weidenschneiden ist es heute nichts", sagte mein Vater, „jetzt muß einer von uns Leute holen, daß sie den Wolfgang wegtragen; und der andere wird dieweilen dableiben müssen. Einen Toten kann man nicht allein lassen, solange er nicht im Grabe ruht. Es könnte auch leicht ein Tier über ihn kommen. Das beste wird sein, ich holpere hinaus in den Brandgraben zu den Holzknechten, und Du setzest Dich schön still da unter das Kreuz."

Mir gab's einen Stich im Herzen. Wie konnte mir mein Vater das anthun, mich stundenlang allein lassen im Walde bei einem Toten! Aber ich wußte die Wege nicht und hätte die Holzknechte nicht gefunden.

„Freilich, Büblein, ist das ein trauriges Warten da," fuhr er fort, „aber wachen muß wer dahier, diese christliche Lieb' müssen wir dem Wolf schon erweisen."

Ich starrte auf den Toten.

Mein Vater zog seine kleine Axt aus dem Gürtel, mit welcher er die Weidenruten hauen wollte, und fällte nun Aeste von den Bäumen und hüllte den Jägersmann mit Reisig ein. Dann kniete er nieder vor der grünen Bahre und betete still ein Vaterunser. Als er sich wieder erhob, sagte er: „Und jetzt, mein Knabe, thu' unserem Mitbruder den Liebesdienst und wache. Die Axt laß ich Dir da, die halte fest. Fuchsen und Raben können leicht kommen; andere Raubtiere weiß ich in der Gegend nicht. Bis zu den Weiden dort magst hingehen, aber weiter weg nicht. Ich will recht eilen; bis die Schatten anheben zu wachsen, wird schon wer kommen!"

Dann legte er für mich noch Brot unter ein Bäumchen und dann ging er davon. Er ging hin quer über die Wiese, wie wir hergegangen waren, und er verschwand in dem Dunkel des Waldes.

(Schluß folgt.)

*) Entnommen aus „Als ich noch der Waldbauernbub war". Von P. Rosegger. II. Teil. Für die Jugend ausgewählt vom Hamburger Prüfungsausschuß für Jugendschriften. Verlag von Staackmann, Leipzig. Preis 90 Pf.

Verschiedenes.

* **Probates, aber kostspieliges Mittel.** Wir lesen in den „Berl. Nachr.": Bei dem am 13. ds. erfolgten Münchensteiner Eisenbahnunfall befand sich unter den Passagieren ein Geschäftsreisender, Herr B., der so heftig von der Influenza befallen wurde, daß er nach Hause reisen mußte und dabei den verunglückten Zug benutzte. Auf dem Wege zur Bahn hatte er sich noch rasch einige Gramm Citrophen gekauft mit der Absicht, dieselben auf der Fahrt zu nehmen. Im Kupee war ihm aber so elend zu Mut, daß er alles vergessend, von Schlafsucht überwältigt, sich in die Ecke warf und, in Halbschlaf versunken, vor sich hinstarrte. Erst der heftige Zusammenstoß weckte ihn aus seiner Betäubung. Er fuhr in die Höhe, sprang aus dem Wagen und sah sich nach seinen Effekten um; er hatte nichts verloren als die — Influenza. Der Schreck

hatte ihn so vollkommen kuriert, daß er wieder sofort zu seiner Thätigkeit zurückkehren konnte, und hat sich auch bis heute keine Spur mehr von der tückischen Krankheit gezeigt. Herr B. hat auch sofort seinen alten Humor wiedergefunden, und den Gedanken angeregt, ob bei der Ausdehnung, welche die Influenza diesen Winter wieder anzunehmen scheint, es sich nicht empfehle, Extrazüge für Influenzakranke mit künstlichen Entgleisungen und Zusammenstößen einzurichten.

* **Internationale Courtoisie.** Unser kleiner Kreuzer „Jagd", welcher in seiner Eigenschaft als Fischereikreuzer vor kurzem die schottische Küste besuchte, hatte den Verlust eines Matrosen zu beklagen, welcher über Bord fiel und ertrank. Die Leiche wurde im Hafen von Harwich aufgefunden und auf dem kleinen Kirchhof von Shotley mit militärischen Ehren begraben. Eine Gewehrsektion Seesoldaten vom Schulschiffe „Ganges" und eine Abteilung Mannschaften und Schiffsjungen folgten Seite an Seite mit den Mannschaften unseres Kreuzers dem Sarge. Alle Zollkutter, Kanonenboote und verschiedene andere Schiffe hatten Halbstock geflaggt, während dem fremden Kameraden die letzte Ehrenbezeugung erwiesen wurde. Zwei Tage später luden die Unteroffiziere der „Jagd" die Unteroffiziere des „Ganges" an Bord ein. Diese Gastfreundschaft wurde seitens der Engländer durch eine Aufforderung zum Abendessen an Bord des „Ganges" erwidert. Hierbei konzertierte die Bordkapelle und trug durch ihre munteren Vorträge sehr zur Hebung der Stimmung bei Es wurde auf die Königin und unseren Kaiser toastet und unter Bezeugungen kameradschaftlichster Gesinnung trennten sich die Teilnehmer, welche ohne Ausnahme die angenehmsten Eindrücke mit sich nahmen. Wie eine Harwicher Korrespondenz schreibt, sind die deutschen Gäste äußerst befriedigt von der englischen Gastfreundschaft und voll des Dankes für die freundliche Aufnahme gewesen. Der ganze Vorgang kennzeichne die freundschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Nationen. Die deutschen Freunde seien frei und offenherzig und die ihnen erwiesenen Ehrungen vollauf berechtigt gewesen.

* **Erinnerungsstück russischer Seeleute an Sebastapol.** Ein eigenartiges Erinnerungsstück an die ruhmvolle Teilnahme der russischen Seeleute an der Verteidung von Sebastapol und an die Vernichtung der dort eingeschlossenen russischen Flotte hat die Französin Anna Latapie aus St. Jean de Luz im Departement Basses Pyrénées dem Kaiser von Rußland als Geschenk übersandt. Es ist ein Heiligenbild, das, aus einem russischen Kriegsschiffe stammend, bei der Einnahme von Sebastapol von dem quartiermaître de manœuvre der französischen Flotte, Dorrigné, erbeutet und nach Frankreich gebracht wurde. Der Kaiser hat es dem „Museum der Vertheidigung Sebastopols" überwiesen. Dort ist es neben dem vor dem Untergange des „Tresh Swjatitelej" geretteten Heiligenbilde dieses Kriegsschiffes aufgestellt worden, nachdem auf seine Rückseite eine an den Ursprung des Bildes erinnernde Inschrift eingraviert wurde.

* **Bei der jetzt herrschenden Kohlennot** mag daran erinnert werden, daß der Mangel an Feuerungsmaterial nirgends größer ist, als in China. Die Wälder des ungeheueren Riesenreiches sind durchweg aufgebraucht, neue Waldungen werden nicht angeforstet. Den Kohlenreichtum mancher Provinzen, z. B. Schantung, in der auch unsere Kolonie Kiautschou liegt, wissen die Chinesen nicht auszubeuten. So brennt man dann im Winter Gras, Kraut und alles, was einem unter die Harke kommt. Es wird nämlich aus dem südlichen China in die Nordprovinzen eine Harke eingeführt, deren Zinken aus festem Bambus bestehen und die an den Enden nach unten gekrümmt sind. Sie sind sehr scharf und weichen andererseits durch ihre Elastizität den festeren Gegenständen so gut aus, daß man damit auf steinigem Boden jeden Grasteppich mit den Wurzeln ausraufen kann. Mit diesen Geräten wird die gesamte Vegetation vertilgt. Auf den Bergen, an den Feldrainen, an jeder Stelle, wo der Pflanzenwuchs nicht künstlich angebaut wird, sieht man im Frühjahre und Herbste Hunderte von Zopfträgern und Zopfträgerinnen thätig, um den Boden aufzukratzen und die vertrockneten Gräser und Kräuter mit ihren Wurzeln aufzusammeln. Mit Neid wird derjenige betrachtet, dem es glückt, bei diesem Vernichtungswerke alte Wurzelstöcke von Bäumen oder Sträuchern aufzufinden.

* **Rauchende Frauen.** In vielen unserer Großstädte sieht man jetzt ganz ungeniert nach einem Diner oder Souper für die Herren die braunen Havanas, für die Damen die weißen Cigaretten herumreichen. Vor einem Jahrzehnt rümpften noch unsere ehrsamen Weiblein die Nase, wenn einmal eine „dieser Damen" rauchte, heute ist es „chik" für die besten Kreise. Und zwar rauchen die höchstgestellten Frauen, freilich vorläufig nur heimlich, da es die offizielle Hofetikette noch nicht zuläßt. Eine sehr starke Cigarettenraucherin ist Carmen Sylva, die dichtende Königin Rumäniens, sie kann nicht arbeiten, ohne in den blauen Dunst des feinsten Tabaks eingehüllt zu sein. Auch die Königin Amalie von Portugal gehört zu den stark „qualmenden" Damen. Selbst Marie Christine, die Königin-Regentin von Spanien, hat oft mit dem blauen Rauch ihrer Cigarette ihre zerflatterten und zerstobenen Träume von Glück und Frieden verglichen. Im Gegensatz zur etzigen jungen Zarin von Rußland, die eine Abneigung gegen den Tabaksgenuß hat und die ihren Hofdamen gleich nach der Thronbesteigung das bis dahin übliche Rauchen verbot, ist die verwitwete Kaiserin Maria Feodorowna eine leidenschaftliche Raucherin. In Rußland sind im allgemeinen die nichtrauchenden Frauen — so selten, wie die Nichtbiertrinker unter unseren deutschen Männern. Die Großfürstin Wladimir von Rußland kann niemals ihr zusagende sehr starke Cigarren finden, deshalb schneidet sie die „Echten" in der Mitte durch und raucht die Hälften. Die Exkaiserin von Frankreich, die einst tonangebende Modedame in ganz Europa, war eine große Verehrerin der türkischen Cigarette, wenngleich sie der abnormen Leidenschaft Napoleons III., starke in Thee getauchte Cigaretten zu rauchen, keinen Geschmack abgewinnen konnte. Eine ihrer Hofdamen, die Gräfin Lezay-Marnesia, verbrauchte täglich mehrere Pakete russischen Tabaks. Von einer mutigen Frau und flotten Raucherin berichtet auch die neuere Kriegsgeschichte. Die Herzogin Marie in Bayern, Königin von Neapel, die Schwester des Augenarztes Herzog Karl Theodors, half die Festung Gaëta verteidigen in der Uniform eines Infanterie-Regiments und hielt mitten im mörderischen Feuer der Piemontesen eine Cigarette nach der andern im Munde. Originell ist übrigens auch die Thatsache, daß die Gesellschaft gegen den Mißbrauch des Tabaks vor kurzem ihre goldene Verdienstmedaille der Herzogin d'Uzès verliehen hat — einer passionierten Raucherin. Die Extreme bemühen sich also auch hier. Wie viele Cigaretten wohl von den französischen Frauen verraucht werden, kann man daraus ersehen, daß nach einer offiziellen Mitteilung der Administration der Tabakfabriken dort im vergangenen Jahre nicht weniger als 1 056 000 Kilogramm Cigarettenpapier verbraucht worden sind. Die Hälfte davon dürften die Frauen konsumiert haben.

Bücher und Zeitschriften.

Vom Weihnachtsbüchermarkte.

Dr. C. Es ist, als ob die Toten wieder aufstünden, um an der lustigen litterarischen Produktionshetze, welche gleich einer wilden Jagd ins neue Jahrhundert hineinsaust, mit Hoiho teil zu nehmen. Da schreibt unser Meister Josephus just 15 Jahre nach seinem Tode wieder ein Buch und nun kommt auch der alte Rudolf Otto Consentius, der bald ebenso lange auf der Höhe von Rintheim schlummert, und schickt eine neue Auflage seiner Gedichte in die Welt — wie wenn's noch keine gäbe. Rudolf Otto Consentius! Wer von den älteren Theaterbesuchern der Residenz erinnert sich nicht noch des langen, hageren Mannes mit den tiefliegenden, geistvollen Augen und dem freundlichen, zuweilen etwas mißtrauischem Zuge um den bedeutungsvollen, schöngezeichneten Mund? Vierzig volle Jahre, von 1843—1883, gehörte er der Großh. Hofbühne an, von der Intendanz v. Arffenberg bis zu der v. Puttlitz; er war meist nur in kleinen Rollen beschäftigt, sein Name stand aber fast auf jedem Theaterzettel, sodaß man ihn eine Zeitlang kurzweg „den Unvermeidlichen" nannte; und gleichwohl war diese fleißige Wirksamkeit auf der Bühne nicht sein Beruf: Rudolf Otto Consentius war Dichter, ein Beruf, der freilich damals — vielleicht heute auch noch — seinen Mann nicht nährte; er war Epiker: sein „Nostradamus" in 14 Gesängen erschien 1885. Was aus seinem Heldengedichte „Hermann" geworden, weiß man nicht. Er war Dramatiker: von ihm existieren historische Trauerspiele: „Brunhilde" (1842 bei C. Macklot), „Alboin", „Attila", des Dichters bestes Werk, welches auch am 14. Nov. 1867 hier zur Aufführung gelangte; — er war Lyriker: seine Dichtungen erschienen 1881 in vier Bänden mit einem Vorwort von Ottfried Mylius (Karlsruhe-Reuther) und einem Anhang: „Das Urevangelium der Liebe" — einer Art Glaubensbekenntnis; er war in seinen letzten Lebensjahren sogar Mathematiker (Beiträge zur Geometrie des Dreiecks (1877) u. dergl.); 1884 erschien noch, als dichterisches Vermächtnis für seine Freunde und Verehrer, mit einer Selbstbiographie „Neue Gedichte" (Leipzig). Rudolf Otto Consentius war zweifellos ein Dichter von Gottes Gnaden; aber er verstand es nicht, sich einen weiteren Leserkreis zu erwerben. „Schwerlich werden sich seine Werke" — sagt Mylius — „beim großen Publikum einbürgern. Dagegen wird ihnen der Beifall einer auserwählten Gemeinde denkender Männer und Frauen, welche es ernst nehmen mit der deutschen Litteratur, im Voraus gesichert sein. „Mut und Ausdauer und ehrliches, mannhaftes Wollen hat der Dichter mitgebracht in den langen, schweren Kampf um die Ideale seiner Kunst; aber es gebrach ihm sehr häufig an den erforderlichen Waffen und an den taktischen Kenntnissen" — so äußert sich der betreffende Artikel in den „Badischen Biographien". Mit ganz besonderem Vergnügen gedenkt der Verfasser dieser gemütlichen Stunden zu Anfang der 50er Jahre, in welchen es ihm vergönnt war, im engeren Kreise dem Autor des „Nostradamus" und des „Armin" zu lauschen, wenn er mit geistvoller Emphase einzelne Kapitel aus diesen Werken las und seinen Hörern von dem Schicksal seines Dramas „Jesus" erzählte, dessen Gesamtauflage einem amtlichen Autodafé auf der Feuerbacher Haide bei Stuttgart unterzogen ward, während sein Verfasser eine dreimonatliche Haft auf der Bergveste bei Ludwigsburg-Hohen-

asperg, wo einst auch Schubart gefangen war, — absitzen mußte. Das neueste Büchlein des toten Dichters ist eigentlich keine Wiederauflage der früheren Ausgabe, sondern mehr eine Art Anthologie aus der letzteren — ein halbes Hundert Dichtungen — darunter etwa zwei Dutzend ältere; die übrigen scheinen dem ungedruckten Nachlaß zu entstammen. Consentius' „Gedichte" wenden sich mehr an den Verstand, als an das Herz; vielen derselben eignet etwas Epigrammatisches; den erotischen Inhalt kennzeichnet eine gewisse „graziöse Sinnlichkeit". Selbst die im Volks- und Balladentone gehaltenen zeigen diese Eigenart, während seine „Kleinigkeiten" (Sprüche) sehr oft den Sarkasmus und die Erbitterung und Herbheit des Urteils zeigen, welche ein langes Leben ohne eigentliche Erfolge — das Loos so vieler Dichter und Idealisten — in ihm nach und nach gezeitigt hatte: „Unbezwungen" heißt ein kleines Gedichtchen, welches von dieser Stimmung Kunde giebt:

„Will das Glück sich Dir nicht bequemen."
Habe Geduld — nur Geduld!
Alles kann's Du doch nicht nehmen,
Bleib' ohne Schuld — ohne Schuld!
Und das Geschick wird laut es bekennen:
— Niemals konnt' ich bezwungen Dich nennen! —"

Mitte der fünfziger Jahre wohnte Rudolf Otto Consentius in der Akademiestraße Nr. 36 bei Seifensieder Hemmerle, später in Nr. 25 im Ritzinger'schen Hause, zu Anfang der siebziger Jahre in der Herrenstraße Nr. 29 bei Schlossermeister Stubach; sein Sterbehaus ist in der Sofienstraße.

Das Jahr 1900 hat auch dem bekannten Konservator der württembergischen Kunst- und Altertumsdenkmale, Professor Dr. Eduard Paulus in Stuttgart, dem die Kunstlitteratur seit fast drei Jahrzehnten manchen fleißigen Beitrag verdankt, — Schilderungen künstlerischer Werke aus dem engeren Vaterlande, wie aus Italien — die reichillustrierten Monographien über die Klöster Maulbronn und Zabenhausen und vieles andere, — darunter Lieder und Humoresken — wieder einmal das Wort gegeben, und zwar zu einem poetischen Werkchen, „Drei Künstlerleben", — welches im Cotta'schen Verlage erschienen ist. Diese drei Künstler sind: der Bildschnitzer Tilmann Riemenschneider (1460—1531), als dessen bedeutendste Werke das Grabmal Heinrichs II. im Dom zu Bamberg, die Madonna im Rosenkranz zu Volkach und der Hochaltar zu Creglingen galten, ferner der Straßburger Münster-Baumeister Erwin v. Steinbach (1250—1318), dem man auch die Baurisse für die Westfassade des Kölner Doms, für die Kirchen zu Raitlingen und Oppenheim und für den Westturm des Freiburger Münsters zuschreibt und den Altmeister Goethe verherrlicht hat, endlich der unsterbliche Kunstgewaltige des Cinquecento — der Bildhauer, Maler und Baumeister Michelangelo Buonarotti (1475—1564), der den Moses in San Pietro in Vincoli, das jüngste Gericht in der Capella Sixtina und die Riesenkuppel der Peterskirche geschaffen. Eduard Paulus hat die drei eigenartigen Künstlergestalten aus dem schaffensfrohen Mittelalter in einzelnen Episoden ihres Lebens und in ihren charakteristischen Schöpfungen mit großem Geschick und begeistert edler Sprache dichterisch verherrlicht; der Leser nimmt Teil an den Stimmungen, welchen der Verfasser als gründlicher Kenner der kunstgeschichtlichen Verhältnisse sich überlassen konnte, und es gewährt einen ganz besonderen Genuß, mit ihm in der schwäbischen und Schwarzwald-Heimat und in den kunstgesegneten Gefilden Mittelitaliens, wo Lorenzo Magnifico und Papst Julius II. den Künsten in freigebigster Weise ihre Pflege angedeihen ließen, umherwandeln zu dürfen. Kunstfreunde werden dem hübschen Büchlein ihre Teilnahme nicht versagen, auch zum Vortrage in kunstfrohen Kreisen eignen sich die verschiedenen Episoden ganz vorzüglich.

Georg v. Oertzen, welcher dem Publikum seit Jahren mancherlei Dichtungen vorgelegt hat, wir erwähnen nur das hübsche, im Verlag von Lorenz Waetzel in Freiburg i. Br. erschienene, graziöse Schriftchen „Auf Schwarzwaldwegen", erscheint in diesem Jahre mit einer Sammlung Aphorismen unter dem Titel „Greift nur hinein!..." (Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung); es sind wohl ein paar Hundert mehr oder minder wohlgelungener Sinnsprüche, wie der geistvolle, welterfahrene Verfasser sie in geeigneten Stimmungen und Anregungen auf's Papier geworfen; mit ätzendem Sarkasmus geißelt er Schwächen der Zeit und der Menschen, faule Zustände in politischen, kirchlichen, häuslichen und gesellschaftlichen Kreisen; andererseits wieder erscheinen philosophische Wahrheiten, Gedanken, Empfindungen und Wahrnehmungen in epigrammatischer Kürze — als Sinnsprüche. „Greift nur hinein!" d. h. ist die naturgemäße Scheu der meisten Leser vor Aphoristischem einmal überwunden, so wird man sich mit Behagen in die Lektüre versenken und seine Herzensfreude haben an der gesunden praktischen Lebensweisheit, welche aus diesen Sätzen zu uns spricht; durch nichts eingeleitet, ohne den sonst üblichen Abschluß, sogar ohne Inhalts- oder Stichwort-Verzeichnis gab Georg v. Oertzen seiner neuesten Publikation nur ein vierzeiliges Motto mit auf den Weg, welches wir hier mitzuteilen uns nicht versagen können:

„Zwischen Kommen und Verfließen
Ist ein Augenblick der Ruh.
Habt Ihr Zeit ihn zu genießen
Lest — und hört Euch selber zu."

---

* Meyers Griechenland und Kleinasien. — Gilt im allgemeinen das Frühjahr als die empfehlenswerteste Jahreszeit für den Besuch des Orients, so wird von einem großen Teil der Touristen der Herbst vorgezogen, besonders von denjenigen, die dem nordischen Winter entgehen wollen. Als ein äußerst brauchbarer und zuverlässiger Ratgeber in allen für eine Orientfahrt in Betracht kommenden Fragen ist der in der Sammlung „Meyers Reisebücher" soeben erschienene Führer durch Griechenland und Kleinasien (Preis gebunden 7.50 M., Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien) zu empfehlen. — Volkstrachten aus dem Schwarzwald. 25 Originalaquarelle von Maler Issel. Mit einem Vorwort von Dr. Hansjacob. (Freiburg, Johannes Elchlepp.) Preis 10 M. Es ist ein eigenartiges, elegant ausgestattetes Album. Bis jetzt ist dies das einzige Werk in seiner Art, und kein Geringerer als der berühmte Schilderer des Schwarzwaldes, Dr. Heinrich Hansjacob in Freiburg, hat ihm als besten Geleitsbrief ein Vorwort geschrieben in der charakteristischen Weise, wie sie eben diesem originellen Schriftsteller eigen ist. Die 25 Bilder, alle gewissenhaft nach der Natur gemalt, führen dem Beschauer die Trachten des ganzen Schwarzwaldes, vom Prechthal, Kinzigthal u. s. w. vor, bis hinauf nach Neustadt und der Baar einer- und des Markgräflerlandes anderseits. Und es sind keine steifen Einzelbilder, die uns da vorgeführt werden, sondern alles volle Gruppen in charakteristischer Eigenart und den verschiedensten Situationen des ländlichen Lebens. So beim Kirchgange, bei der Hochzeit, beim Tanze, in der Spinnstube, bei der Arbeit u. s. w.; überall werden uns die Landleute in ihrer kleidsamen, meist durch heitere Farben ausgezeichneten Tracht vorgeführt. Einen eigentümlichen Unterschied finden wir darin, daß in katholischen Gegenden durchweg lebhafte Farben vorherrschen, während die Trachten der protestantischen Ortschaften dunklere Farben aufweisen. Nur ein Mann, der Land und Leute so genau kennt, wie Maler Issel, dem wir diese Bilder verdanken, war imstande, so getreu die Natur und Eigenart der Landleute im Bilde wiederzugeben. Ein Werk dieser Art, wie es bisher nicht bestand, ist bestens geeignet, das allgemeine Interesse an Erhaltung der Tracht und unseres Volkstums zu beleben und zu vertiefen und vertritt so auch ein recht vaterländisches Interesse. Es darf darnach erwartet werden, daß diese Sammlung in den weitesten Kreisen die ihr gebührende Beachtung findet und großen Erfolges sich erfreuen wird, umsomehr, als auch der Preis von 10 M. bei der wahrhaft künstlerischen, vornehmen und von feinem Kunstsinn zeugenden Ausstattung ein äußerst mäßiger ist. S. K. H. Großherzog Friedrich von Baden, der Förderer und Erhalter der badischen Volkstrachten, hat die Widmung des Werkes angenommen.

* Der Weltverkehr und seine Mittel. Mit einer Uebersicht über Welthandel und Weltwirtschaft. Mit 844 Text-Abbildungen, sowie 14 teils farbigen Tafeln. Elegant gebunden M. 15.—. (Leipzig, Otto Spamer.) Die Entwickelung des Verkehrswesens zur gegenwärtigen Höhe ist die großartigste Leistung der modernen Technik; die Trennung durch Zeit und Raum, die einst eine größere Rolle spielte, als man sich heute vorzustellen vermag, erscheint fast überwunden. Eine Reise von Berlin oder Leipzig nach Paris, die noch zu Großvaters Zeiten Wochen erforderte, wird heute in bequemen, mit allem Komfort ausgestatteten Wagen in 16 Stunden ausgeführt, und selbst eine Reise nach Amerika hat ihre Schrecknisse verloren, seit prächtig ausgestattete Dampfer den Reisenden in sechs Tagen sicher und bequem über den Ozean bringen. Die Errungenschaften der Verkehrstechnik sind aber zugleich die interessantesten, da sie jedem einzelnen zugute kommen, und jeder, bis zum einfachsten Arbeiter, ihren Segen am eigenen Leibe verspürt. Ein Buch, wie das soeben im Verlage von Otto Spamer in Leipzig erschienene, das den modernen Weltverkehr und seine Mittel schildert, ist für jedermann interessant. Der Verkehr zu Lande und zur See, der Bau von Straßen, Brücken, Viadukten, das große Gebiet des Eisenbahnwesens, Verkehr und Anlage von Wasserstraßen, Fluß- und Seekanäle, das hochinteressante und jetzt so aktuelle Kapitel vom Schiffbau sind von hervorragenden Fachmännern behandelt. Das Buch enthält eine Fülle interessanten Stoffes in lebendiger, anschaulicher Darstellung und ist außerordentlich reich illustriert. — Es ist ein ebenso schönes wie nützliches Geschenkwerk, in dem jeder bei genußreicher Lektüre reiche Belehrung und Anregung findet. Insbesondere eignet sich das Buch auch für die heranwachsende Jugend.

* Deutsches Schüler-Jahrbuch. (5. Jahrgang). Begründet von Professor Dr. Lange. Herausgegeben von namhaften Schulmännern. Preis 80 Pf. Deutsches Schülerinnen-Jahrbuch. Preis 80 Pf. (Gr. Lichterfelde-Berlin, Bruno Gebel.) — Saarbrücken-Rom über den St. Gotthard in 12 Tagen. Distanzritt von Spielberg, Rittmeister im Westfälischen Dragoner-Regiment N. 7. Mit 26 Abbildungen und 13 Karten. Preis elegant broschiert 3 M. (Verlag von Martin Oldenbourg, Berlin SW.) — Bilder aus der Irrenanstalt. Von Julius Reißner. (Verlag von Otto Salle, Berlin W.) Preis 1 M. — Dr. Berndt: „Das Buch der Wunder und der Geheimen Wissenschaften." Mit zahlreichen Textillustrationen. Erscheint in 30 wöchentlichen Lieferungen à 50 Pf. (Leipzig, Oswald Mutze.) Lieferung 21—24. — Hugo Salus. Reigen. Gedichte, Umschlagzeichnung von R. M. Eichler. Geheftet 1.50 M. Elegant gebunden 2.50 M. (München, Albert Langen.) — Hugo Salus. Susanne im Bade, Schauspiel in einem Aufzug. Buchschmuck von Wilhelm Schulz. Geheftet 2 M. Elegant gebunden 3 M. (München, Albert Langen).

Verantwortlicher Redakteur: Felix v. Eckardt in Karlsruhe. Druck und Verlag der Badischen Landeszeitung, G. m. b. H., in Karlsruhe.